

(Nachdruck verboten.)

183

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Meyø.

„Du bist ganz abscheulich,“ sagte Marie und stampfte wütend auf den Fußboden. „Das ist jämmerlich von Dir!“ Pelle runzelte die Stirn.

„Das verstehst Du nicht, Marie!“

„Ach, glaubst Du, daß ich das nicht ganz gut weiß, oder weißt Du, was die Frauenzimmer von Dir sagen? Daß Du gar kein Mann bist, sonst hättest Du Hanne die Flügel stutzen können.“

Pelle starrte sie verwundert an; er sagte nichts, sah sie nur an und schüttelte den Kopf.

„Was glohst Du mich an?“ sagte sie und stellte sich herausfordernd vor ihn hin. „Glaubst Du vielleicht, daß ich mich vor Dir genier, Dir zu sagen, was ich will? Gloh mich nicht so an, sag' ich Dir, sonst kriegst Du einen ans Maul.“ Sie war glühend rot vor Scham. „Soll ich noch was Schlimmeres sagen, weil Du mich so mit der Frage anglohst, was? Glaub' man mich, daß ich mich genier!“ Ihre Stimme war hart und heiser, sie war ganz wild vor Wut.

Pelle fühlte recht gut, daß es die Scham war, die in ihr arbeitete. Sie mußte die Beine auslaufen dürfen. Er schweig, wandte aber seinen vorwurfsvollen Blick nicht von ihr ab. Pöblich spie sie ihm ins Gesicht und lief dann mit einem bösen Lachen in ihr Zimmer hinein.

Da drinnen regierte sie eine Weile heftig mit den Sachen herum und beruhigte sich dann. Durch die Stille konnte er sie leise schluchzen hören. Er ging nicht zu ihr hinein. Solche Szenen zwischen ihnen waren schon früher vorgekommen, und er wußte, daß sie sich den übrigen Tag über selbst schämte und darunter litt, wenn sie ihm ins Gesicht sehen mußte. Das Gefühl wollte er nicht verleben.

Er kleidete sich um und ging aus.

8.

Die „Arche“ lag jetzt wie eine schwerfällige graue Masse da. Es war immer dunkel; das Herbstlicht konnte nicht hindringen. In dem Innern der Masse brütete beständig stoßfinstere Nacht; die dort wohnten, muhten sich wie Maulwürfe vorwärtslauschen. Die Dunkelheit brachte Laute an die Oberfläche, die sich im Sommer nicht geltend machen konnten. Da ertönte unaufhörlich Rumoren von Wesen, die sich in halber Blindheit bewegten. Wenn der Schlaf es eine Weile zum Verstummen brachte, entschleierte die nächtliche Stille noch eine andere Welt; die Wanzen brachen sich hörbar Bahn unter den alten Tapeten, Ratten und Mäuse und Holzwürmer arbeiteten um die Wette. Die Finsternis roch ganz würzig von dem herabfallenden Wurmmehl. Ueberall in dem alten Kasten arbeitete die Auflösung mit Hilfe von tausend kleinen Tieren. Zuweilen steigerte es sich zu einem mächtigen Laut, der Pelle erweckte, wenn irgendein Balken untergraben war und in ein neues Lager hinabfiel. Dann wandte er sich auf die andere Seite um.

Wenn er des Abends aus war, nahm er gern den Weg durch die belebten Straßen, um Teil an dem Lichtglanz zu haben; der reiche Luxus der Räden hielt etwas in ihm wach, es ließen sich stärkende Vergleiche zwischen hier und dort ziehen. Wenn er aus der erleuchteten Stadt in sein eigenes Viertel kam, lagen die Gassen wie häßliche Abflüsse für die Finsternis da, und die „Arche“ ragte unheimlich zum nächtlichen Himmel empor wie ein schwerer Berg. Düstere Kelleroöffnungen führten zu den Wurzeln des Berges hinab, und dort unten in den dunklen Eingeweiden bewegten sich fable, schmutzige Geschöpfe mit einer qualmenden Lampe; das waren alle die, die von dem Glend der „Arche“ lebten, die Eisenhändler, die Trödler und die Wucherer, die Geld gegen handgreifliches Pfand ausliehen. Sie gingen scheu umher und wühlten zwischen sonderbaren Haufen. Die Finsternis war in sie eingedrungen; Pelle mußte immer an die „Unter-

irdischen“ daheim denken. So hatte sich der Fuß der Klippe in seiner Kindheit vor ihm aufgetan, und er hatte schauernd die Zwerge zwischen ihren verfluchten Schächern puffeln sehen. Sie gingen hier umher wie gierige Kobolde, rissen den sorglosen Wesen in der „Arche“ die Grundlage fort, so daß sie eines Tages in den Keller hinabfielen, und fraßen sie mit Haut und Haar auf. Die böse Seite des Märchens war auf alle Fälle keine Lüge!

Eines Tages in der Dämmerung warf Pelle die Arbeit hin und ging, um Mission zu betreiben. Piepmann war vor einigen Tagen sternhagelvoll von der Hühnerstiege herabgestürzt, und unten auf dem Hof lagen die Köhnen des Stadtviertels rings um die Stelle herum, wo er sich tot gefallen hatte und beleuchteten sie mit Streichhölzern. Sie konnten ganz deutlich den dunklen Abdruck einer Form, die wie ein Mensch aussah, erkennen und waren ganz davon erfüllt.

Draußen vor dem Lonnengang blieb er an dem Kellerefenster der Trödlerin stehen. Piepmanns Werkzeug lag im Fenster ausgestellt. Na, auch in das hatte sie ihre Klauen geschlagen! Sie ging da unten umher und wühlte schorrig und eilig anzusehen, faute an einem unappetitlichen Stück Butterbrot und zuckte bei jedem Laut von dort oben zusammen, aus Angst um ihr dreifiges Geld.

Pelle mußte ein neues Abjabeisen haben und ging hinein und kaufte das von Piepmann. Er mußte sich mit ihr um den Preis zanken.

„Na, haben Sie denn über meinen Vorschlag nachgedacht?“ fragte sie, als der Handel abgeschlossen war.

„Ueber was für einen Vorschlag?“ Pelle tat unwissend. „Daß Sie die Milchdusterei fahren lassen sollen und mein Gehilfe im Geschäft werden.“

„Ach so, das meinte sie. Nein, Pelle hatte sich die Sache noch nicht genügend überlegt.“

„Ich sollt' doch meinen, dabei wär' nicht viel zu überlegen. Ich habe ihnen mehr geboten, als Sie sonst verdienen können, und viel zu tun ist hier nicht. Ich halte ja einen Mann, der die Sachen holt und bringt. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, einen männlichen Gehilfen zu haben. Ich altes Frauenzimmer gehe hier ja so allein 'rum, und Sie sind so zuverlässig, das weiß ich!“

Sie hatte jemand nötig, der all ihre Laufende verteidigen konnte, die sie hier unten in den Kellerräumen versteckt hatte. Pelle wußte das wohl; sie hatte sich schon früher um ihn bemüht.

„Ich würde mich wohl kaum dazu eignen, von dem Glend anderer zu leben,“ sagte er lachend. „Vielleicht würde ich Sie totschlagen und all ihre Baken den Armen schenken.“

Die Trödlerin starrte ihn einen Augenblick entsetzt an. „Pfui, wie häßlich das gesagt war,“ rief sie schauernd aus. „Es steht Ihrem guten Gemüt so übel, mit so was zu scherzen. Nun mag ich hier gar nicht mehr im Keller sein, wenn Sie fortgegangen sind. Wie können Sie doch nur so roh mit Tod und Leben scherzen. Tag und Nacht gehe ich hier herum und zittere um mein Leben, und doch habe ich nicht das Geringste, das weiß der lebendige Gott, daß ich nichts habe. Das ist bloß Geredel! Alle Leute glohen mich an, als wollten sie sagen: „Ich schüße Dich gern tot, um Wein Geld zu kriegen!“ Und darum möchte ich gern einen zuverlässigen Menschen im Geschäft haben; denn was nützt es mir, daß ich nichts habe, wenn sie es doch alle glauben? Und hier im Viertel sind so viele Längensichtje, die einen jederzeit gern überfallen können.“

„Wenn Sie nichts haben, dann seien Sie doch ruhig,“ sagte Pelle neckend. „Ein leerer Magen pflegt keine bösen Träume zu haben.“

„Haben, haben — natürlich hat man immer was! Und Pelle“ sie beugte sich vertraulich über ihn mit einem einschmeichelnden Ausdruck: „Nun kommt Mary bald nach Hause, vielleicht schon zum Sommer. Sie hat da drüben so viel verdient, daß sie leben kann, und sie steht noch in ihrer besten Jugend. Was sagst Du dazu? In ihrem letzten Briefe bittet sie mich, nach einem Mann für sie anzusehen. Er braucht bloß schön zu sein, denn sie hat ja Geld genug für alle beide. Dann will sie sich 'ne große Wohnung in der feinen Stadt mieten, eigene Equipage halten und bloß für ihren schönen Mann leben. Was sagst Du dazu, Pelle?“

„Ja, das muß man sich ja mal überlegen,“ antwortete Belle; er war in übermüthiger Laune.

„Überlegen? Is da was bei zu überlegen? Manch ein armer Graf würde das Anerbieten mit Handfuß annehmen, wenn man ihn bloß hier hätt.“

„Aber ich bin nun ja mal kein Graf. Jetzt muß ich auch fort.“

„Willst Du denn ihre Bilder nich mal sehen?“ Die Alte fing an, in einer Schublade herumzuwühlen.

„Nein.“ Belle machte nur, daß er wegtam. Er hatte diese Bilder oft genug gesehen, beschmückt von der Kellerluft und den efligen Händen des alten Weibes, diese Bilder, die Mary darstellten, bald biegsam und gestreift wie eine Liegerkaffe, so wie sie in dem feinen Ringeltangel in St. Petersburg sang, bald nachend in einem Mantel von weißem Pelzwerk, allein in einer Schar russischer Offiziere. Fürsten, sagte die Alte, wären es. Da war auch ein Bild aus dem Aquarium, wo sie nachend zwischen seltsamen Pflanzen in einem großen Glasbehälter umhergeschwamm, und hatte nichts anderes auf dem Leibe als goldene Schuppen und Diamanten. Sie hatte einen prächtigen Leib, das konnte er wohl sehen. Aber daß sie steinreichen Fürsten den Kopf verdrehen und ihnen Tausende aus der Tasche ziehen konnte, nur indem sie sich nachend auskleidete, das begriff er nicht. Na, und er sollte sie jetzt zur Frau bekommen, und dafür all das kriegen, was sie zusammengeharrt hatte! Das war übrigens höchst uklig!

Schnellen Schrittes ging er durch die Straßen dahin. Es regnete ein wenig; das Licht der Laternen und der Läden spiegelte sich in der Feuchtheit des Pflasters wider; es lag ein festlicher Glanz über der Straße. Er ging dahin mit einem Gefühl, als sei sein Sinn über den Alltag emporgehoben. Das dreidige Weib, das von dem Elend der „Arche“ schwarzte und eine prachtvolle Tochter kriegte, die sich an dem Reichtum feißig. Und dann schließlich er, der kleine Belle mit der Glückslocke, wie eine Art „Alfons“ über dem Ganzen! Das war doch einmal das sehnüchsig erwartete Märchen!

Er hob den Kopf empor und lachte. Belle, der sonst so bitter über die Schmach wurde, hatte Sinn für die Göttlichkeit des Lebens bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Väter.

Eine Geschichte von Friedrich Freßfa.

Zu Weiskstadt in Schwaben steht auf dem Marktplatz ein städtisches Gasthaus, das vor Zeiten zu den berühmtesten Wirtschaftshäusern des Landes gehörte und die Post heißt. Von Baden, aus dem Elsaß kamen die Postkutschen damals zu einem Tore der Stadt hereingerollt und begegneten in der Post den Reisenden, die von Stuttgart und Ulm, aus Bayern herkamen und Vorspann für die Fahrt durch den Schwarzwald forderten.

So begab es sich auch im Jahre des Heiles 1723, daß eine große Reisekutsche, die mit vier schwarzen Pferden bespannt war, vor der Post hielt. Die Bürger, die im Honoratiorenzimmer Wein tranken und nach der neuen Sitte der Zeit lange holländische Tonpfeifen mit Hibubüssen in Brand setzten, streckten ihre Perücken aus dem Fenster heraus und sahen einen gewaltigen Herrn aus der Kutsche steigen und dem reichgalonierten Jäger den Reisemantel zuwerfen. Der violette Samtrock, der mit breiter Goldstickerei besetzt war, die aus den Aermeln fallenden breiten Spitzen verrieten den Mann von Stand und Reichtum, die festen, durchgearbeiteten Büge, die schmalen gepreßten Lippen und der stolz getragene Kopf den seiner Würde bewußten Mann. Sein geordnet fielen ihm die langgetragenen Loden auf den Rücken. Sein scharfer Blick schenkte die Bürger ins Zimmer zurück.

Ruhig betrat er die Gaststube und gab mit klangvoller Stimme der stattlichen Postmeisterin, die bei der Fülle der Gäste selbst bediente, seine Befehle. Er schaute der Davoneinlenden nach und schen vor seinem Glase Wein in tiefes Nachdenken zu versinken. Nach einer Weile trat Melchior Münzer, der sebzigjährige Wirt, mit gezogener Kappe an den Tisch des Fremden, um ihn zu begrüßen, wie es der Wohlstand forderte. Allein ein stehender Blick aus des Fremden schwarzen Augen wies den gutmüthigen, greisen Mann zurück. Auf die letzten Fragen der schon gewordenen Gäste, wer der vornehme Fremde wäre, gab der Wirt kund, es sei der Reichsfreiherr von Lerchenfeld, der Rentmeister des Erzbistums Mainz. Da der Abend sich ausdehnte, verließ der alte Münzer das Gastzimmer, um sich zur Ruhe zu legen. Er wurde vertreten von seinem achtzehnjährigen Sohn, einem ruhigen, bescheidenen Jüngling.

Der Fremde zeigte sofort ein merkwürdiges Interesse an dem jungen Menschen, den er zuvor nie gesehen hatte. Er winkte

ihn zu sich heran und begann ein längeres Gespräch. Sehr zufrieden schien er, als Karl Münzer verlauten ließ, daß er die Lateinschule beim Herrn Kaplan besucht und auch genügend in der gallischen Zunge von einem französischen Herrn profitiert hätte, der in der Post längere Zeit krank gelegen. So auffällig lange dauerte dieses Gespräch, daß die Wirtin herzutrat und den Sohn mahnte, an die Nachtruhe zu denken. Zögernd erhob sich der junge Mensch. Allein der Fremde hielt ihn fest an der Hand und sagte:

„Frau Wirtin, ich habe großes Gefallen an dem Burschen gefunden, meine auch, daß er bei seinem feinen Verstand und stattlichen Konditionen zu etwas Besserem berufen ist, als die Post zu Weiskstadt zu regieren. Wie Sie mich her vor sich sieht, Frau Wirtin, fuhr er mit seltsam erhöhter Stimme und glänzenden Augen fort, „war ich auch einstmals ein schmales Bürgerkind und habe es durch Herrendienst selbst zum Herrn gebracht. Darum, Gesell, schlag' Er ein und fahre Er morgen mit mir zusammen an die Donau, nach Wien, der Kaiserstadt! Soll da etwas Rechtes aus ihm werden!“

„Den Buben laß ich nicht von meiner Seite! Es ist ein Schmerzenskind!“ rief die Wirtin, die die Angst bei dem seltsamen Wesen des Freiherrn überkam. „Nimmer verläßt er mir die Stadt und ein sicheres Brot um einer ungewissen Fremde willen! Unser einziges Kind ist er und meines Mannes Augapfel!“

„Sagt Eurem Manne, Frau Wirtin, ich lasse ihm eintaufend holländische Dukaten zurück als Pfand. Er mag sie behalten oder sie dem Buben geben, wenn der enttäuscht aus der Fremde heimkehrt. Aber morgen zum Frühesten muß ich die Entscheidung haben. Um fünf Uhr, wenn sich noch kein Gast am Morgenfeuer wärmt!“ Mit diesen Worten verließ der Reichsfreiherr und Rentmeister des Erzbistums Mainz die Gaststube.

Starr schaute die Wirtin ihm nach. Dann löschte sie kopfschüttelnd alle Kerzen, gab ihrem Sohne einen langen Kuß auf die Lippen und begab sich ins eheliche Schlafgemach. Der Postmeister erstaunte nicht wenig, daß ihn sein Weib aus dem ersten Schlafe weckte, und verwies ihr die Sorge um den Fremden. Große Herren hätten oft närrische Launen und Einfälle wie Weiber und vergäßen auch so schnell wie diese.

Doch am nächsten Morgen, ehe noch der Hahn gekräht hatte, wurde der Postmeister gewahr, daß es dem Fremden mit seinem Vorjahlag Ernst sei. Wirt, Wirtin und Sohn wurden von dem Leibjäger des Lerchenfelders ins Gastzimmer beordert.

Der sonderliche Gast sah bereits am Kaminfeuer und wärmte seine Beine, während er einen Trunk Bierbieres zu sich nahm. Sein Gesicht, das von den zuckenden Flammen beleuchtet wurde, hatte einen entschlossenen Ausdruck. Ohne sich zu erheben, reichte er den dreien, die jaghaft vor ihm standen, einzeln die Hand. Zuerst der Wirtin, die ihr Haar in ein Tuch gehüllt hatte, geisterhaft bleich erschien und ihre großen Augen nicht vom Gesicht des Fremden wenden konnte. Dann Melchior Münzer, der mit eingeknickten Beinen da stand und den Kagenbudel machte, den er durch fünfzigjährige Uebung in der Post wohl erlernt hatte. Mit Erstaunen waren seine guten grauen Augen auf den Gast gerichtet. In den Händen drehte er die Kappe. Zuletzt reichte der Fremde dem jungen Burschen die Hand herzlich und zog ihn zu sich heran.

Nun ergriß er das Wort, schilderte den Eltern eindringlich das Leben, das der Junge an seiner Seite als sein Sekretarius führen sollte, brachte zum Schluß die tausend Dukaten in einem ledernen Sacke zum Vorschein und ließ sie lieblich und verlockend klingen.

Doch der alte Melchior Münzer schüttelte seinen grauen Kopf und bemerkte, das Geld möge der Herr nur dahinten lassen, es sähe ja aus, als solle er seinen Sohn verkaufen. Wenn dem Jungen die Lust stäche, in die Fremde zu ziehen wie so mancher junge Kerl schon vor ihm, wolle er selbst für den Reisegroßchen sorgen. Entscheiden sollte sich der Bursche selbst, denn daß ihm Fortuna eine glückliche Gelegenheit schenke, sähe er ein.

Trat der Junge vor und erklärte mit fester Stimme, er wisse selbst, daß ihn der Vater brauche in Haus, Hof, Feld und bei den Gästen. So sündhaft wäre er nicht, den Vater ohne Not zu verlassen. Und von plötzlicher Bärtlichkeit getrieben, sagte er den alten Mann unter den Arm.

Als der Gast diese Worte hörte und diese Bewegung der Liebe sah, verzerrten sich die Züge seines Gesichtes. Die Erregung riß ihn vom Stuhle empor und ein heiseres Lachen, das einem Wutschrei gleich, quoll aus seiner Kehle, so daß die drei vor ihm stehenden Menschen erschreckt zurückwichen. „Barbleu und Gottes Tod!“ schrie er auf. „Wie lehrt die Welt sich um! Hat Euch in Wahrheit Frau Gewohnheit zusammengeschnitten! Euch beide!“ Dann kehrte er sich zur Wirtin, deren Gesicht weiß war wie der leibhaftige Tod. „Kennst Sie mich nicht mehr, schöne Frau?“ rief er der Aermsten ins Gesicht. „Vabette Münzerin! Vabete! Und spätersten doch beide unter dem Apfelbaum vorn Tore, als Blütezelt war und die Soldaten des bayrischen Reg Emanuel vor Stuttgart standen! Durste Sie getröstet, während der Herr Gemahl, der Badelgreis, das Bett hütete! Hebe, Münzer, glaube er in Wahrheit. Er könne ein jung Weib ungestraft einspannen! Hat Er Tropf sich gerühmet, Vater des Buben zu sein!“ Und breit legte er die Hand auf die Schulter der Wirtin, die den Kopf beugte und Tränen über Tränen vergoß.

Erstarrt standen Melchior Münzer und Karl vor dem Fremden. Dessen Brust arbeitete heftig und noch einmal schrie er hinaus, was er auf dem Herzen trug: „Kennst mich wohl nicht, Melchior

Münzer, weil mich der Fickelanz und die Würden unkenntlich machen. Glog' mich nur an. Wie ich hier vor Dir stehe als Reichsfreiherr von Lerchenfeld, so war ich doch einstmal's Hans Sindelfinger und Schreiberlein vom Stadtschultheißen zu Weilderstadt! Du aber, Bube, komm mit mir! Brauchst mit mehr mit schmutzigem Luche den Gästen Gläser und Teller abzuwischen! Sollst ein Herr werden wie Dein Vater. Die tausend Dukaten aber da mögen dem alten Tropf die Fehrkosten ersetzen, so er an den Rudel in seinem Neste gewendet!"

In Melchior Münzers gebeugte Gestalt war Leben gekommen. Seine alten Jüden strafften sich. „Hand weg vor der Frau!" herrschte er den Fremden an, nicht laut, aber in jenem Tone, der unbeugbaren Willen verrät. Und der Reichsfreiherr mühte gehorchen. „Hinaus mit Ihm!" fuhr Melchior Münzer fort. „Willst nit, daß Er meine Stube verpestet!" Dann wendete er sich an den Buben, und die Härte der Stimme schmolz, als er sagte: „Junge, der Lump da ist nun Dein Vater, von Natur aus. Geh mit ihm, ich halte Dich nicht. Aber tu's rasch!"

Des Buben Hände hatten sich geballt. Seine Blicke glitten zwischen den beiden Männern hin und her. Sein Atem ging rasch. Sein Herz hämmerte so stark, daß er das Ticken der Uhr im Raume überläubte. Seine Füße schienen im Boden zu wurzeln. Endlich rang er sich aus seinem Inneren los: „Ich bleibe bei Dir, Vater! Ich kenne diesen da nicht!" Und dann fiel er, als sich sein Krampf löste, dem alten Manne zu Füßen, küßte seine Hände unter Tränen und bat: „Daß mich bei Dir bleiben als Knecht! Schid' mich nicht mit dem da fort."

Der Reichsfreiherr wandte bei diesen Worten. Dann griff er nach vorwärts, um den Jungen an der Schulter zu fassen. Melchior Münzer aber stieß die greisende Hand zurück und sagte: „Er gehört mir! Er ist mein Sohn!" Karl schmiegte sich bei diesen Worten fester an ihn.

Da stieß der Lerchenfelder noch einen grausigen, gottelasterlichen Fluch aus und stürzte hinaus. Vater und Sohn aber blieben schweigend beisammen, wie er sie verlassen. Endlich schaute sich Melchior um nach seinem Weibe. Sie war aus dem Zimmer entwichen.

Es wurde nach der Frau gesucht, allein sie ward nicht mehr gefunden. Verschwunden blieb sie von diesem Tage an.

Karl Münzer aber übernahm nach dem Tode des Vaters das Amt des Postmeisters von Weilderstadt und brachte es zu hohen Ehren, soweit es die schweren Zeiten zuließen.

Unechte Sprüche und echte Edikte.

Könige haben mit Philosophen das gemein, daß die Nachwelt von ihnen nur die Aeußerungen aufbewahrt, die sie entweder gar nicht getan oder ganz anders gemeint haben.

Der friderizianische Ruhm besteht im wesentlichen aus einem halben Duzend solcher unechter Spruchweisheiten. Franz Mehring hat in seiner Lessing-Legende diese „liberal" geäußerten Worte des alten Fritz eines nach dem anderen hergenommen. Das Wort vom „König der Armen" ist überhaupt nicht getan, ebenso wenig das von den Pasquillen, die „niedriger gehängt" werden sollten. Die Aeußerung, daß „Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht geniert werden müßten", die sechs Tage nach dem Regierungsantritt von seinem Kabinetminister v. Podewils vermeldet wurde, ist keine Prollamation der Pressefreiheit, sondern eine Organisation offiziöser Schriftstellerei gegen auswärtige Mächte, für die der König unter Berufung auf die „Freiheit" die Verantwortung abzulehnen wünschte. Die berühmte Randbemerkung Friedrichs endlich: „Die Religionen müssen alle Lolleriret werden, und Was der Fiskal nuhr das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, den hier muß ein Jeder nach seiner Fasson Selich werden" — das ist keine Urkunde der Toleranz, sondern ein Mittel, sein vorkarbares Land auch mit Angehörigen anderer Konfessionen zu bevölkern.

Alle wirklichen Gesinnungen, Taten, Regierungsakte Friedrichs widersprechen diesen apokryphen Sprüchen.

Stellen wir diese unechten Worte mit den echten Kundgebungen des Königs zusammen:

„König der Armen".

Aus dem Edikt vom 28. April 1748, „wie die wirklichen Armen versorget und verspleget, die mutwilligen Bettler bestrafet und zur Arbeit angehalten, auch überhaupt keine Bettler geduldet werden sollen":

„§ 11. Diemeil auch öfters sich zugetragen, daß boshaftige Bettler unter dem Bortwond der Armuth und gesuchten Almosen hin und wieder Diebstahl begangen haben; so ist zwar deshalb in dem Edikt vom 14. Juli 1721. Verfehung geschehen: Wir wollen aber solches, obgleich das Betteln durch dieses gegenwärtige schon überhaupt verboten ist, dahir geschärft haben, daß, wann das Gestohlene sich auf zehn Thaler oder darüber beträffe, alsdann die Diebe und Bettler mit ewiger Festungs-Arbeit gestrajtet werden sollen."

Aus dem „Circular" vom 27. März 1763:

„Nachdem hin und wieder häufige Klagen einlaufen, daß es denen Fabricanten, zu besserer und genugsamer Betreibung ihrer

Fabriken, an hinlänglichen Spinnern fehlet; so beschlen Wir Euch . . . aufzugeben, zu veranstellen, daß die müßigen Weibes- Leute, und welche mehrtheils durch Betteln ihr Brodt suchen, zum Spinnen mit Nachdruck angehalten; allenfalls solche aufgegriffen, und an die Fabriken derer Orten, wo es an Spinnern mangelt, abgeliefert werden müssen."

„Pasquille niedriger hängen!"

Cabinettsordre vom 14. April 1784 an den General Fiscal Ent. von Bismard:

„Mein lieber Geheimder Staats-Minister von Bismard. Ihr sollet aber denselben sowohl als die gesamte Buchführer zu Berlin, ernstlich verwarnen, daß dieselbe sich hinfüro wohl in acht nehmen, keine scandaleuse Schriften und Pasquille zu verlegen, oder drucken zu lassen, dajerne dieselbe nicht eine nachdrückliche Ahndung deshalb gewürdigten wollen. Dabey sie alsdann glauben können, daß sie dergleichen Vergnadigung von mir nicht zu gewärtigen haben, sondern daß ich dem strengen Rechte seinen unveränderlichen Lauf gehen lassen werde."

„Gazetten nicht genieren!"

Aus dem Edikt vom 11. Mai 1749:

„Nachdem Wir höchst mißfällig wahrgenommen, daß Verschiedene scandaleuse theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufende Bücher und Schriften in Unserem Lande verfertigt, verlegt und debittret werden, daß Wir um diesem Unwesen, und denen dahero entstehenden üblen Folgen abzuheffen, gnädigst gut befunden, die ehemalige seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücher-Censur wiederum herzustellen, und zu dem Ende eine Commission, in Unserer hiesigen Residenz zu etabliren, an welche alle Bücher und Schriften, die in Unserem sämtlichen Lande verfertigt und gedruckt werden, oder die unsere Unterthanen außerhalb Landes drucken wollen, gefördert zur Censur und Approbation franco eingesandt, und ohne deren Genehmigung nichts gedruckt, noch verlegt werden soll."

In dem gleichen Edikt wird auch der Verkauf ausländischer Schriften verboten, die „etwas wider die Religion, oder gute Sitten enthalten".

Befehl an die Juristen-Facultät zu Halle am 7. Oktober 1758:

„Wir vernemen mißfällig, daß seit einiger Zeit, verschiedene in die publique Sachen, besonders die teutschen Reichsverfassungen und die gegenwärtigen Kriegs-Troublen einschlagende Piecen theils mit, theils ohne Benennung des Autors, alldort zum Druck befördert worden; da es auch doch nicht unbekannt seyn kann, wie Wir durch wiederholte Verordnungen allen Unsern Universitäten ausdrücklich aufgeben lassen, keinerley in die publica einschlagende Schriften abdrucken zu lassen, noch auch darinn Responsa zu verassen, bevor nicht solche an Unser Departement der auswärtigen Affairen zur Censur eingesandt worden sind."

(Es wird nachdrückliche Bestrafung angedroht.)

„Hier muß ein Jeder nach seiner Fasson selich werden."

Aus den Kriegsartikeln vom 16. Juni 1749:

„Ein jeder Soldat . . . muß sich eines Christlichen Wandels befleißigen, alles üppigen und ärgerlichen Lebens sich enthalten, bey dem öffentlichen Gottesdienst sich einfinden, sich des Mißbrauchs des allerheiligsten Sakraments Gottes und seiner Sacramente durch Fluchen und Schwören, bey Strafe des Stockhauses Pfahls, Spiegruthen oder andern willkürlichen Strafen, gänzlich enthalten."

Durch „Circular" vom 3. Februar 1763 wird den Predigern bei Strafe verboten, „sich alles öffentlichen Vortrages in Berlin" gänzlich zu enthalten.

Ein Reskript vom 25. März 1753 weist die Kriegs- und Domänenkammern an:

„Ihr habt indessen alle ersinnlichen Mittel anzuwenden, daß die Anzahl der Juden-Köpfe nicht vermehrt werden möge." Auch sollen sie bei Vermeidung erzwungener Bestrafung darauf vigillieren, „daß nicht etwa über die festgesetzte Zahl der Juden-Familien sich neue einschleichen noch mehrere, als seyn sollen, geduldet werden, und daß, wann von denen Schatz-Juden-Familien, welche ausgehen, . . . solches so fort angezeigt, und statt der ausgegangenen keine neue gelitten werden müssen."

Das Winterkleid der Erde.

Von Hermann Verdrow.

Verwöhnt durch die ungemaine Hitze des letzten Sommers, flüchten wir beim Naben der kalten Jahreszeit fröstelnd in die Wohnräume, schaffen Winterkleidung herbei, sehen die Heizung in Betrieb, kurz, tun alles Erdenkliche, den Frost abzuwehren. Und wenn uns dieser unangenehme Gesell dennoch in seiner ganzen Stärke überfällt, so steigt wohl der Wunsch in uns auf, Mutter Erde möchte doch ein wenig ökonomischer mit ihren Gaben umgehen und Hitze und Kälte gleichmäßiger als die Jahreszeiten verteilen. Aber die gute Alte hat für unsere Wünsche kein Gehör, viellecht nicht einmal genügendes Verständnis. Denn sie als geborener Weltkörper muß ja Tag für Tag, jahraus jahrein durch

den ungeheizten Weltraum walzen. in dem das Thermometer nach ziemlich gut verbürgten Nachrichten ewig denselben ungläublichen Tiefstand von etwa 270 Grad Minus anzeigen soll. Sie legt deshalb auch niemals das solide Winterjackett ab, dessen Dicke ihren werten Dimensionen durchaus entspricht; denn man kann nicht behaupten, daß ein Klauß von rund fünfhundert Kilometer Dicke unangemessen für eine Person von vierzigtausend Kilometer Füllweite wäre. Oder würde ein Dicker von einem Meier Umfang zur Winterzeit sich mit einer Kleiderschicht von gut einem Zentimeter — was obigen Maßen entspräche — begnügen? Wir zweifeln sehr.

Wie wunderbar nun dieses uralte Kleidungsstück gearbeitet ist, wie vollendet es seinem Zweck entspricht, die eigene Körperwärme möglichst zusammenzuhalten und von der herübergestrahlten Sonnenwärme recht wenig entzuzulassen, das haben uns in den letzten Jahrzehnten die Männer der Wissenschaft erst so recht klar gemacht. Wir sehen Futter, Wattierung, Oberstoff, feinhaarigen Pelzbesatz, prachtvolle Stückerien in reichem Maße und richtiger Verteilung angebracht, und Mutter Erde mag mit gerechtem Stolz auf ihre beiden Nachbarn, ihr eigenes mikrotines Mondkind und den älteren, arg verwahrlosten Bruder Mars, hinunterschauen, die teils durch eigene, teils durch fremde Schuld des löstbaren Atmosphärenkleides verlustig gegangen sind und nun in armseliger Blöße ihre Kreise ziehen müssen.

Wie die Häute um die Zwiebel oder, um es poetischer auszudrücken, wie die sieben Sphärenhimmel um das Weltall legen sich die Schichten des Wärmemantels um den Erdball, an Dicke nach außen stetig zu, an Dichte abnehmend. Als Gesamtdicke dieses an den Polen wohl etwas abgeplatteten Mantels nimmt man gegenwärtig, wie schon gesagt, rund fünfhundert Kilometer an. Wie die Motten sich in den Pelz einbohren, haben wir Erdwürmer versucht, sich leicht tief in das Atmosphärenkleid einzudringen, getrieben vom Wissenshunger; wir sind jedoch nicht weit emporgelommen. Was wollen die 11 000 Meter, bis zu denen todtrübende Kälte den Luftschiff hinaufreißt, was wollen die 29 Kilometer, die der unbemannte Registrierballon mit seinen Instrumenten erklimmt, bedeuten im Vergleich zu der Höhe von 500 Kilometern! Und doch haben auch diese Anstrengungen schon ihre ersten Früchte getragen.

Die noch ohne diese Hilfsmittel arbeitende ältere Luftforschung nahm an, daß zuerst über dem Boden noch die starke Temperaturabnahme von je einem Grad auf 100 Meter Höhe stattfindet, darüber, in der Hauptzone der Wolkenbildung, eine etwas verminderte Abnahme (etwa 0,8 Grad) eintrete und dieser Wert nach oben allmählich wieder auf einen Grad für 100 Meter steige. Die Ergebnisse der Ballon- und Drachenaufstiege haben die Art der Temperaturab- und -zunahme bestätigt, den ziffernmäßigen Betrag dagegen überall auf beinahe die Hälfte reduziert.

Die Registrierungen der über die oberste Wolkenobergrenze hinaus gestiegenen Ballons haben uns jedoch etwas ganz Neues verraten. Die Instrumente zeigten an, daß diese gesetzmäßige Temperaturabnahme eben nur bis zur obersten Grenze der Wolken gültig ist, indem dort sozusagen das Futter der Erdoberfläche ihr Ende hat; denn in elf Kilometer Höhe, gerade oberhalb des ewig heiteren Wohnsitzes der Birnen oder Federwollfäden, hört die Temperaturverminderung überhaupt auf; sie wird durch einen ziemlich unregelmäßigen Wechsel von Zu- und Abnahme abgelöst. Oft durchschneidet der Registrierballon auch mächtige Luftschichten von ganz gleichmäßiger Temperatur, so daß oberhalb der Höhe von 10 bis 11 Kilometern eine im wesentlichen beständige, etwa -60 Grad Celsius betragende Temperatur herrscht, eine Kälte, die auch an den sogenannten Kältepolen der nördlichen Halbkugel schon gemessen worden ist. Ob diese konstante Temperatur noch höher als 29 Kilometer reicht, wissen wir nicht. Man bezeichnet diese neu entdeckte, die Natur der Erdoberfläche bildende Schicht gleichmäßiger Temperatur als die obere Inversion. Die Höhe ihrer unteren Begrenzung über der Erdoberfläche nimmt nach dem Äquator hin, wo sie in 17 bis 19 Kilometer schwebt, zu, nach den Polen zu ab. Was unter ihr liegt, ist das Reich der Wolken und Winde, der Jahreszeiten und ihrer Gegensätze, ist der Raum, in dem uns zu atmen und wirken gestattet ist, vom Meeresspiegel bis aufwärts zu den höchsten Schneegipfeln, die die untere Grenze der Inversion nirgends erreichen. Troposphäre nennt die Wissenschaft den Lebensraum, in dem die Mischung von Sauerstoff und Stickstoff nach den Anforderungen unserer Lungen entspricht, in den oberen Teilen allerdings nur noch recht dürrig.

In der zweiten Kugelschale, der Stratosphäre, regiert der Stickstoff, nach unten zu mit wenig Sauerstoff, nach oben hin mit allmählich zunehmenden Mengen des leichteren Wasserstoffs vermischt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grenzschicht der oberen Temperaturumkehr oder Inversion geschlossen die ganze Erde umspannt, und daß die über ihr liegenden Luftmassen von allen Vertikalbewegungen, also auch von der sogenannten Gesamtzirkulation der Atmosphäre, genauer gesagt Troposphäre, ausgeschlossen sind. Man hat sich gefragt, ob überhaupt ein Austausch von Luft, eine Art Verkehr zwischen unserer untersten Lebensatmosphäre und dieser Stickstoffsphäre stattfindet. Gewaltige Kräfte müssen erforderlich sein, um eine Durchbrechung der Inversionschicht nach oben zu ermöglichen, Kräfte, welche die Atmosphäre aus sich selbst heraus wohl kaum zu erzeugen vermag. Wir kennen nur einen einzigen Fall, in dem in tiefe stabile Schicht durchbrochen ward:

bei der Explosion des Krakatau im Jahre 1883, der gewaltigsten vulkanischen Eruption, die in historischer Zeit stattgefunden. Wäre das Empordringen der glühenden Luftmassen über dem Vulkan ganz ohne Mischung mit kühlerer Seitentuft möglich gewesen, so hätten sie mit 230 Grad Wärme von unten kommen müssen, um bei 18 Kilometer Höhe noch 100 Grad Wärme zu besitzen. Da in dieser Höhe etwa 60 Grad Minus herrschen, so hätte der Aufstieg der heißen Luft dann gerade noch ausgereicht, um die darüber liegende Zone konstanter Temperatur bis 29 Kilometer Höhe zu durchdringen. Nun haben aber die Krakatauwolken nicht in 29, sondern erst bei 80 Kilometer Höhe Halt gemacht, müssen also an ihrem Ursprungsorte eine weit höhere Temperatur besitzen haben.

Lange Zeit schwebten die Krakataugease in einer Zone zwischen 75 und 85 Kilometer Höhe als „leuchtende Nachtwolken“, wie sie sich auch im Juli 1911 wieder gezeigt haben, am Rande des Hauptdämmerungsbogens, befanden sich also ziemlich genau in der Höhe, in der die Atmosphäre aufhört, im Sonnenlicht sichtbar zu sein. Dies erweckt die Vermutung, daß in dieser Höhe eine neue Schichtgrenze zu suchen sei, die von vulkanischen Dämpfen nicht mehr durchbrochen werden konnte. Diese Grenze fällt mit der Grenze zwischen Stickstoff und Wasserstoff, wie sie nach den Gasgesetzen berechnet ist, zusammen; der am Erdboden nur in minimalen Spuren nachweisbare Wasserstoff ist in etwa 75 Kilometer Höhe zunächst das vorherrschende Gas, um dann alleiniger Bestandteil der obersten Schichten zu sein. Dafür gibt es auch noch weitere Beweise.

Der nur sekundenlang aufsteigende Diamantschmud des Erdkleides, die in 180 Kilometer aufsteigenden, in 80 Kilometer erlöschenden Sternschnuppen zeigen in ihrem Spektrum die Wasserstofflinie und leuchten, weil im Wasserstoff verglühend, in grünlischer Farbe. Dringen sie aber tiefer, unterhalb 70 Kilometer, in die Stratosphäre hinab, so gewinnen sie an Helligkeit, zeigen als Feuerkugeln rote Farbe und verraten durch die Stickstofflinien ihres Spektrums, daß ein neues Element sie kummogt. Ferner zeigt das Spektrum der unteren, bis 60 Kilometer hinabreichenden Polarlichter, der sogenannten Polarlichtdraperien, sowohl die Stickstoff- wie die Wasserstofflinie, und zwar erstere mehr im unteren, letztere mehr im oberen Teile der Draperien. Wir dürfen deshalb mit großer Gewißheit behaupten, daß sich über der von etwa 15 bis 75 Kilometer sich erstreckenden Stratosphäre, in welcher der Stickstoff herrscht, eine Wasserstoffosphäre aufbaut, das Reich der Sternschnuppen und Polarlichtdraperien, das bis über 200 Kilometer aufwärts reicht.

Da der Wasserstoff das leichteste aller Gase ist, so könnte man annehmen, daß oberhalb dieser Höhe die Erdatmosphäre ende, die Wasserstoffosphäre mit ihrer Dicke von rund 140 Kilometern das Erdkleid nach außen abschließe. Dem scheint jedoch nicht so zu sein. Denn in Höhen, die die bisher genannten um das Doppelte übersteifen, schauen wir abermals als prächtigen Besatz dieses Kleides die Polarlichtflammen, aber in veränderter Gestalt, als die sogenannten homogenen Nordlichtbögen, ohne strahlige Struktur; für sie sind Höhen von mindestens 400 bis 500 Kilometer anzunehmen. Voraus mag die Atmosphäre, in der diese garten Erscheinungen sich abspielen, bestehen, diese Atmosphäre, von der wir ohne die Polarlichter wahrscheinlich nichts mehr ahnen würden?

Für die Beantwortung dieser Frage ist von größter Wichtigkeit die viel umstrittene Hauptlinie des Polarlichtbogens. Sie schreibt ein Forscher, der diesem Gebiete neuerdings die größte Aufmerksamkeit zuwendet, Dr. A. Wegener, einem Elemente zu, das auch die äußersten Schichten der Sonnenatmosphäre bildet und von der Erde aus nur bei totalen Sonnenfinsternissen in Gestalt der strahlenden Sonnenkorona sichtbar wird. Deshalb man es auch Koronium getauft hat. Das Spektrum der hochgelegenen homogenen Nordlichtbögen besteht einzig aus dieser Linie, die demnach von einem Gase stammen muß, das sich hauptsächlich nur in den höchsten Schichten der Atmosphäre befindet und deshalb den Namen Geororium oder Erdkoronium verdient. Die Beobachtung der Dämmerungserscheinungen hat gezeigt, daß noch die Schichten bis zu 214 Kilometer Höhe einen äußerst schwachen, bläulichen Nachdämmerungsbogen erzeugen. Dieser verdankt seine Entstehung noch dem Wasserstoff. Danach ist anzunehmen, daß der allmähliche Uebergang von der Wasserstoffosphäre zur Geororiumosphäre in etwa 200 Kilometer Höhe zu suchen ist, was auch dadurch bestätigt wird, daß erst unterhalb dieser Grenze Sternschnuppen aufsteigen.

Aus alledem ergibt sich eine weitgehende Analogie zwischen der Erd- und der Sonnenatmosphäre. Auch auf der Sonne haben wir eine beiderseits begrenzte Wasserstoffosphäre, die bekannte „Chromosphäre“, und über ihr liegt das sehr ausgedehnte Reich des noch unbekanntes, offenbar viel leichteren Koroniumgases. Der Tatsache, daß eine Reihe von Kometen die Sonnenkorona ohne merklichen Widerstand passiert hat, entspricht bei der Erde die Beobachtung, daß auch die Sternschnuppen die Geororiumschicht ungehindert passieren und erst in der Wasserstoffosphäre ausglühen.

Troposphäre, Stickstoffsphäre, Wasserstoffhülle und als leichtes Pelzwerk darüber die Geororiumosphäre, das sind die Bestandteile des Winterkleides, welches die Erde als auch für uns kostlichsten Besitz auf ihrer ewigen Winterreise nie ablegt, ein Geschenk ihrer gütigen Mutter Sonne, dessen Verlust für die Menschheit „der Welt Ende“ bedeuten würde.